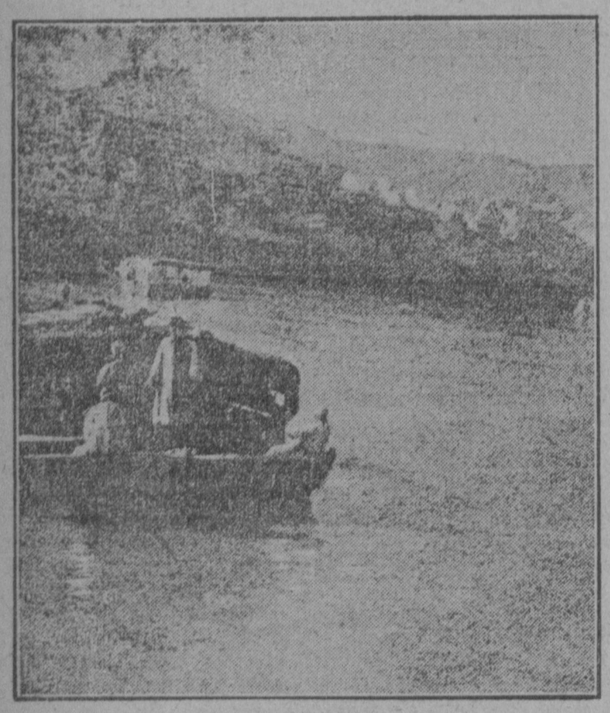
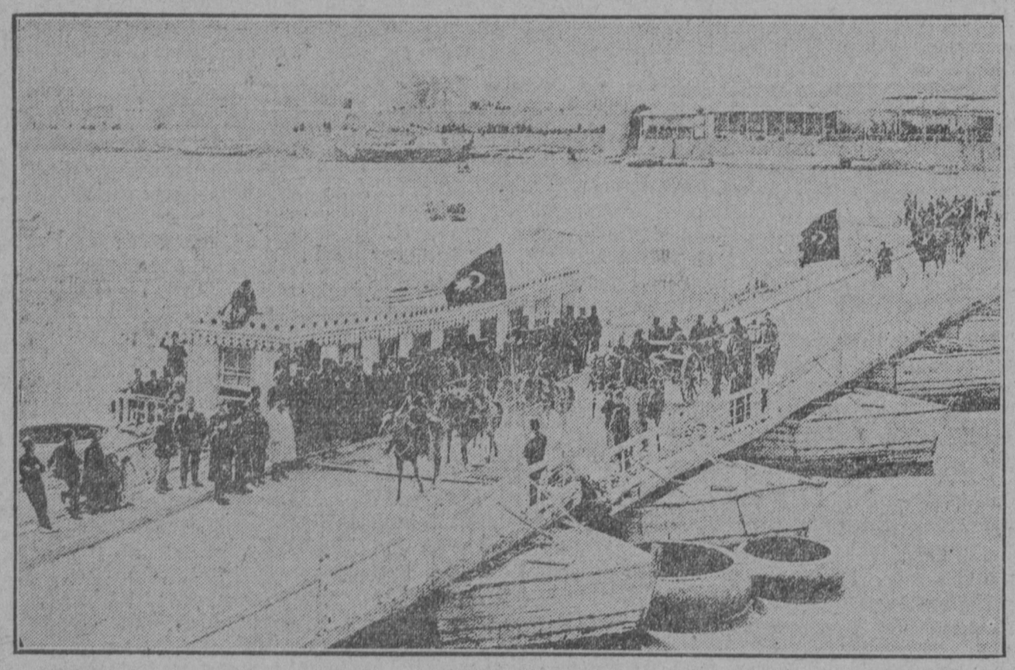
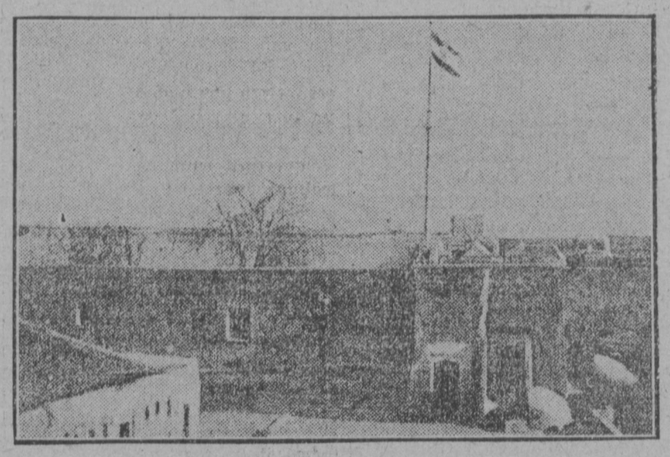
Bilder aus Mesopotamien.



Abfahrt von der Burg Zenobia (Mesopotamien).



Türkische Truppen rücken von Bagdad zum Kriegsschauplatze aus.



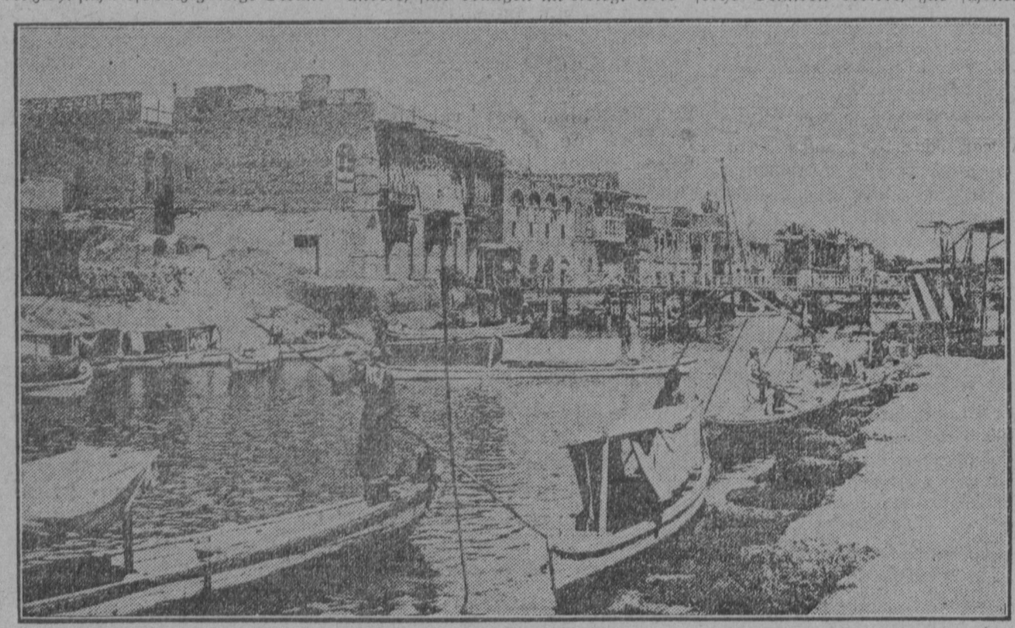
Deutsches Konsulat in Mossul (Tigris).

Ein Wintersonnentag am Bosporus.

Ein stiller Mittag im Januar. — Einer der goldenen, leuchtenden Tage, wie sie bei uns kaum der Frühling bringt, so voll Farbe und warmer Sonne wie fast im Mai, nur daß die Bäume alle kahl stehen und vom Meere her eine leise, aber frischkalte Brise weht. Im verlassenen Taximgarten, jener Stätte bunten eleganten Treibens der orientalischen Welt, die nur für Mode, Flirt und Kino, aber niemals für Natur Sinn hat, ist kaum ein Mensch zu sehen. Nur einige behäbige griechische Kinderfrauen schieben drüben an der Wand, die Windstille birgt, ihre Kinderwagen hin und her, alltäglich um diese Zeit. Vom Sommer her aber stehen noch unter den jetzt laubleeren Bäumen vor den Musikkiosks die vielen Hunderte von kleinen Tischchen und Gartenstühlen, die in den schwülen Augustnächten bis nach Mitternacht stets so voll besetzt waren von der luftschnappenden Menschenmenge Peras. Jetzt herrscht Stille und Einsamkeit. Und hinüber über die niedrige Buchsbaumhecke schweift der Blick des auf einer dieser Bänke Sitzenden auf den leuchtendblauen Meeresarm, der Marmara und Pontus verbindet. Seit achtzehn Kriegsmonaten durchfahren keine großen Dampfer mehr die Straße, die gar nicht aussieht wie ein Meer, sondern wie ein von Städten und Hügeln besetzter breiter Fluß, der träge seine Bahn zieht. Kleine Schiffchen, die Mahonen der Bosporusfischer und Lastkähne, liegen wie Spielzeuge mit weißen Segeln da und dort auf der azurenen Fläche, mit unmerkbarer Bewegung von einem Ufer zum andern strebend. Ein Bild des tiefsten, beschaulichen Friedens. Drüben aber dehnen sich die Hügelzüge Asiens, hinter dem langgestreckten Häusermeer Stutaris und der mächtigen Kaserne von Haidar-Pascha, der Schwelle Anatoliens. Jedes einzelne Feld, jede sanfte Mulde, jede Gruppe der schwarzen ernsten Cypressen, die hier und da die Linien unterbrechen, hebt sich mit unendlicher Klarheit in der reinen sonnigen Winterluft ab, bis am nahen Horizont der Kamm der langsam sich gegen das Innere zu hebenden Hügel den Abschluß bildet. Mehr gegen Nordosten krönt eine Gruppe breitästiger Pinien die Kuppe eines Aussichtspunktes, von wo der Blick schon weit hinausschweift über das Schwarze Meer, während im Bosporus selbst die Biegungen der engen Meeresstraße den Blick hinaus ins Freie behindern. So sitzt man eine halbe Stunde lang träumerisch in der warmen Mittagssonne, während vom Taxim her die Hornsignale übender Truppen herüberhallen, und immer wieder greift das Gefühl, an einer der allerschönsten Stellen dieser schönen Welt zu weilen, mächtig ans Herz.

Aber heute haben wir beschlossen, einmal wieder unsere Freunde von der „Breslau" zu besuchen, die draußen am Bosporus in ihrem Versteck liegt, auf bessere Tage lauernd. Wir können uns den langen Umweg über das schwarze Galata, das „Karakiöi", ersparen, wissen wir doch ohnehin, daß der Lokaldampfer nur selten geht und wir ihn wahrscheinlich verfehlen würden, und wir wollen uns den Eindruck nicht von dieser häßlichen Ecke Groß-Konstantinopels stören lassen. Ein Spaziergang bringt uns daher auf den Serpentinen der schönen Straße herunter nach Beschiktasch, und in rascher Fahrt führt uns die elektrische Straßenbahn hinaus an den Endpunkt des Trambahnverkehrs, Bebek, die reizende Vorortvillenkolonie. Aber wie weiter? Ein Wagen steht da, ein einziger. Nicht ein moderner Fiaker, in dem man europäisch sitzen kann, sondern ein echt türkisches Reisefuhrwerk, dessen Bauart an einen Planwagen erinnert, buntgestrichenes Holz. Der Fahrpreis? „Stenia gidmess!" ist die Antwort. Nach Stenia fährt er nicht! Wir verzichten gern, und es erfüllt uns nicht mit Neid, zu sehen, wie drei gleichzeitig mit uns der Straßenbahn entstiegene Gentleman-Eunuchen, die wir die ziemlich lange Fahrt hinaus als wundervollste Typen von Degeneration der an sich schon so ganz und gar nicht in europäische Kragen, Ueberzieher mit Samtbesatz und Gummischuhe passenden Negerrasse zu bewundern Gelegenheit hatten, glücklicher in ihren Verhandlungen mit dem „Arabadschi" gewesen sind und stolz an uns vorüberrollen, die wir kurz entschlossen uns auf die Reise machen, immer am Meer entlang. Der schmale Weg zieht sich unmittelbar am Ufer hin, gegen die hier manchmal wild emporbrandenden Wellen durch Steinblöcke geschützt, und dicht zu den Füßen rauscht in hier auffallend starker Strömung vom Schwarzen Meer her südwärts die salzige lichtgrüne Flut, durch die man bis auf den Grund hindurchsieht. Die Strömung ist so ausgesprochen, daß jetzt bei ruhigem Wetter überhaupt keine Wellen aufkommen können, sondern die Oberfläche den Eindruck eines raschfließenden Stromes macht, während erst mindestens 20 Meter weiter hinaus das Gekräusel der Wellen anfängt. Durch kleine Dörfer und Villenvororte, untereinander zusammenhängend, unter dem in Trümmer liegenden Turm von Rumeli Hissar vorbei zieht sich diese einzigartige Strandpromenade. Dann widerstehen wir nicht der Versuchung, in ein Kaik einzusteigen, das wie gerufen am Ufer liegt und dessen Besitzer, ein graubärtiger freundlicher Türke mit echtem Charakterkopf, ohne viel Handeln um den Fahrpreis sich bereit erklärt. Er rudert kräftig gegen den Strom an, zusammen mit seinem Enkelkind, einem hübschen frischen Buben, der über die Scherzworte lacht die wir mit dem Alten wechseln: „Heidi, tschabuk, Kara Dennis!" Vorwärts, schnell ins Schwarze Meer!" Der Vater und mit ihm die ganze Generation, die zwischen diesem alten Türken mit dem trotz Touristenverkehr so ehrlichen und unverfälschten Wesen und seinem Enkelkind steht, liegt irgendwo draußen im Schützengraben, vielleicht Tausende von Kilometern ab an den Grenzen des weiten Reiches. Vielleicht in den verschneiten Gebirgen des winterlichen Kaukasus, wo nicht die milde Meeresluft des Bosporus weht, oder vielleicht zieht er soeben durch den Sand der Wüste hinunter an die Grenzen Afrikas! Wir fragen den Alten. Er weiß es selber nicht! Ja, sein Sohn, und mit ihm noch zwei andere, sind draußen im Krieg. Aber nie kommt Nachricht, er weiß nicht, ob sie noch leben, er hat nur sein „Allah kerim!" und wartet, wie wir alle, auf den einen großen Tag, den Tag des Friedens, wo alles heimkehrt, was noch lebt. Bald sind wir dank der Muskelkraft des ungleichen Ruderpaares draußen am Bestimmungsort.

Gleich wird das Ufer weniger harmlos, sieht weniger nach gemütlichen Spazierfahrten und friedlichen Fischern aus. Das erste, was wir sehen, sind Fliegerabwehrkanonen modernster Konstruktion und deutsche Matrosen mit Zeißgläsern, die hinter ihren scharfgeladenen, **drohend** auf den Bosporus gerichteten Schnellfeuergeschützen scharfen Ausguck auf feindliche Unterseeboote halten. Der Posten ruft uns an. Wir haben nicht nötig, zu antworten, der Alte tut es für uns „Alaman!" legitimiert er uns dem Posten gegenüber, und der glaubt es, von unserem Anblick abgesehen, auch dem alten Türken gern aufs Wort. So fahren wir an Bord der schneidigen kleinen „Midilli", wie jetzt unsere „Breslau" heißt. Wie oft haben wir hier in den Sommertagen frohe Stunden verlebt, zur schönen Zeit der Erdbeerenbowlen, als sie noch drunten lag im Goldenen Horn und man sich am Abend im Petit Champs-Garten so gut verabreden konnte! Diesmal, nach langer Zeit wieder einmal gekommen, finden wir trotz unserer löblichen Absicht nicht einmal die Zeit, uns viel umzusehen. Bald schäumt in der gemütlichen Kabine ein Glas Sekt, und wir plaudern über die Erlebnisse der langen Zeit, seit wir zum letzten Male an Bord waren. Und bald wird es dunkel. Unser Kaik haben wir längst heimgeschickt Wir selber aber fahren dann in der schneidigen Pinasse, von der Hand deutscher Seeleute durch die Dunkelheit gesteuert, den Weg zurück bis zum Trambahnanschluß. Von den Posten, die das Versteck unserer Schiffe bewachen, blitzen die Scheinwerfer unablässig suchend über die dunkle Wasserfläche und weit hinüber zum asiatischen Ufer, nicht einen Winkel auslassend. Drohend, mit riesigen grauschwarzen Umrissen, starren dahinter, wohlverborgen, die Leiber unserer schönen Schiffe, die Geschützrohre gegen den letzten verblassenden Schein des Abendhimmels gerichtet. Auf dem Bosporus ziehen, eine Linie von Lichtern, die letzten heimkehrenden Lokaldampfer ihre Bahn, und hier und da leuchtet ein rotes oder grünes Einzellicht auf der Wasserfläche auf, Backbord oder Steuerbord eines kleinen Schiffchens bezeichnend. Uns entgegen weht die frischsalzige kalte Nachtluft, während wir pfeilschnell mit hohem Kielwasser durch die Wellen schneiden. Mit geschicktem Manöver legen wir an dem völlig unbeleuchteten Landungssteg an. Die Straßenbahn führt uns heim durchs dumpfe Galata hinauf nach Pera. Ein Winternachmittag ist zu Ende, voll Meeresluft, Sonne und Farben, wie ihn der Januar nur am schönen blauen Bosporus schenken kann.



Flußbild bei Basrath (Mesopotamien).

Kleinigkeiten aus England.

Für den Stockengländer zerfällt die Welt in zwei Teile: den Engländer und den Foreigner oder Ausländer. Erst die Kriegszeiten haben ihm den Unterschied in der letztern Klasse schärfer zum Bewußtsein gebracht; sie haben aber auch einen andern mehr wachwissenschaftlichen Ausdruck in die gewöhnliche Sprache eingeführt, den „alien", der im Grunde dasselbe bedeutet wie „foreigner", sich als Rechtsbegriff jedoch mehr auf den in England lebenden Ausländer beschränkt. Wie sehr aber auch hier der feindliche Gegensatz gefühlt wird, hat der Abgeordnete Sir Stuart Samuel in wirklich spaßhafter Weise, freilich wider Willen, zu erkennen gegeben. Er wurde vor das Polizeigericht von Uckfield geladen, weil er versäumt hatte, eine französische Erzieherin polizeilich anzumelden. Die vom Minister des Innern, Herbert Samuel, ausgegangene Verordnung lautet dahin, daß, wer in seinem Hause einen „alien" beherbergt, davon Anzeige zu machen hat. Wie sich nun herausstellt, war Sir Stuart Samuel, der nicht nur Mitglied des Unterhauses, sondern auch selbst Friedensrichter und überdies des genannten Ministers Bruder ist, über den Begriff „alien" so sehr, aber auf echt englische Weise, im Unklaren, daß er diesen Ausdruck mit „alien enemy" gleichbedeutend hielt und die Französin, die natürlich nicht zu den Feinden gehörte, deshalb nicht anmeldete. Seiner Stellung konnte er es verdanken, daß das englische Gericht Gnade vor Recht ergehen und ihn unter der Erwartung einer angebotenen Gabe für das Rote Kreuz straffrei laufen ließ.

Die zur Entscheidung über die Heerespflichtigkeit eingesetzten Sondergerichtshöfe sehen sich noch immer vor manche unvorhergesehene Einsprüche gestellt. So war vor dem City-Gericht die Frage zu erledigen, ob die Cohen militärfrei seien. Die Cohen (oder in der hebräischen Mehrzahlform die Cohanim) sind Nachkommen der alten hohenpriesterlichen Familien und genießen eine religiöse Vorzugsstellung, man könnte sagen, sie bilde einen kirchlichen Adel. Nun hat der Major de Rothschild vom Oberrabbiner ein Gutachten eingeholt, wonach, wenn das Land in Gefahr schwebt, der Anspruch auf Militärfreiheit nicht auf die Eigenschaft eines Cohen begründet werden kann. Diese Entscheidung wird den Gerichten ohne Zweifel genügen, um die Einsprüche abzuweisen.

Andere Namen. Zur Erhöhung der Kriegsbegeisterung werden den Lichtspielen amtlich aufgenommene Wandelbilder aus dem Felde zur Verfügung gestellt. Unter den neuesten befindet sich eine Darstellung britischer Truppen, die ihre Bewegung gegen den Feind hinter künstlichen Wolken verhüllen. Der Vorgang heißt: Ein britischer Rauchangriff. Wenn die Deutschen sich ähnliches gestatten, nennt man es natürlich giftige Gase.

Vermehrte Tätigkeit der indischen Baumwollindustrie.

Nicht ohne eine gewisse Besorgnis verzeichnet die englische Presse eine erhöhte Tätigkeit der indischen Baumwollindustrie. An Geweben wie an Garnen wurden 1915 bedeutend größere Mengen produziert als in den Vorjahren. Im Monat Oktober allein wurden 143 Millionen Yards Gewebe hergestellt gegen 82 Millionen im gleichen Monat 1914. Für die sieben Monate April bis Oktober 1915 belief sich die Produktion auf 803 Millionen Yards gegen 632 Millionen in demselben Zeitraum 1914 und 683 Millionen 1913. Entsprechend gestiegen ist auch die Garnerzeugung. Damit dürfte im Zusammenhange stehen, daß die Nachfrage nach Schirting auf dem englischen Markt seitens indischer Interessenten stark nachgelassen hat. Noch trösten sich die englischen Baumwoll-Industriellen damit, daß die erhöhte Tätigkeit der indischen Baumwollspinnereien und -webereien das Eindringen der japanischen Konkurrenz erschwere. Nach dem Kriege werde aber die einheimische indische Industrie den englischen Wettbewerb nicht ausschalten können. Es bleibt wohl abzuwarten, ob diese doppelt optimistische Ansicht durch die Tatsachen gerechtfertigt werden wird. Die Aussichten dazu scheinen nicht allzu rosig zu sein.

Eingeborene, die sich den Türken angeschlossen haben, beim Kriegstanz.

Türkische Soldaten vor dem Ausrücken in Bagdad.

Verladung von Munition in Bagdad.